

„Eine neue Ära der Evangelisierung“

Zum Afrika-Besuch von Papst Johannes Paul II.

Vier Länder in sieben Tagen, 14 300 Kilometer im Flugzeug, Gottesdienste, Staatsempfänge, Ansprachen, alles unter der heißen Sonne des Äquators: Was veranlaßte Papst Johannes Paul II. neun Monate nach dem Attentat vom Petersplatz, jetzt nach Nigeria, Benin, Gabun und Äquatorial-Guinea zu reisen? Nicht wenige stellten vor der vom 12. bis 19. Februar dauernden *zehnten Auslandsreise des Papstes* diese Frage, und verwundertes Kopfschütteln war eine häufige Reaktion. Daß er damit als „pilgernder“ Pontifex den Glauben und auch das Selbstbewußtsein der dortigen Christen, der Katholiken, stärken wollte, verstand sich von selbst. Aber sicher gab es damit verknüpft auch andere Ziele. Der Papst, so hieß es, habe den Wunsch gehabt, ein *islamisches Land* zu besuchen; sicher auch mit der Absicht, das keineswegs konfliktfreie Verhältnis zwischen Christen und Muslimen in den Ländern südlich der Sahara konstruktiv zu beeinflussen. Weiter gingen die Spekulationen selten. Der Papst selbst hatte im Januar anlässlich eines „Ad limina“-Besuches der nigerianischen Bischöfe in Rom von seiner bevorstehenden Reise gesagt: Er erhoffe sich, daß sie „eine neue Ära der Evangelisierung einleitet“ (Osservatore Romano, 15. 1. 82).

Aber die neuerliche Reise nach Afrika kann auch als Teil der päpstlichen Bemühungen bewertet werden, die Rolle der katholischen Kirche im Abwehrkampf der Afrikaner, Opfer des Machtkampfes zwischen Ost und West zu werden, zu stärken. „Afrika ist aufgerufen, einer Welt neue Ideale und Einsichten zu geben, die Zeichen der Ermüdung und des Egoismus zeigt. Ich bin überzeugt, daß Ihr Afrikaner das tun könnt“, hatte der Papst vor zwei Jahren in Ghana erklärt (Osservatore Romano, 8. 5. 80). Schon damals hatte er hinzugefügt, Afrika solle in Frieden leben und gedeihen, geschützt vor ideologischen und politischen Konflikten, die seiner eingewurzelten Mentalität fremd seien.

Innerhalb von zwei Jahren hat der Papst nun zehn afrikanische Länder besucht (vgl. HK, Juni 1980, 277 ff.) und damit diesem Kontinent mehr Aufmerksamkeit geschenkt als anderen Regionen der Dritten Welt. Und in der Tat verlangt die Entwicklung der katholischen Kirche in Afrika besondere Beachtung: zwar sind in den meisten afrikanischen Ländern die Katholiken in der Minderheit, aber ihr prozentualer Anteil wuchs seit Anfang des Jahrhunderts beträchtlich und wächst weiter. 1980 waren 56 667 626 der 456 106 000 Einwohner Afrikas, d. h. *jeder achte, katholisch*; etwa ebensoviel Afrikaner sind Angehörige anderer christlicher Konfessionen, etwas weniger als die Hälfte sind Muslime (vgl. Fidesdienst, 25. 4. 81). Jährlich werden ca. zwei Millionen Afrikaner getauft und

etwa 250 afrikanische Priester geweiht. Damit trägt die afrikanische Kirche zu einer Entwicklung bei, die sich seit Beginn dieses Jahrhunderts beobachten läßt und nicht ohne nachhaltige Folgewirkungen auf die Gesamtkirche bleiben wird: Lebten noch im Jahr 1900 15% der Katholiken insgesamt in Ländern der Dritten Welt, so waren es 1965 bereits 37%, und für das Jahr 2000 werden 58% prognostiziert.

Afrikanische Vielfalt

Auf den 13 Etappen seiner Reise, auf denen er ca. 40 Reden hielt, besuchte der Papst vier Länder, die in der Unterschiedlichkeit ihrer politischen und wirtschaftlichen Systeme und der entsprechenden Rolle der katholischen Kirche als nahezu repräsentativ für den gesamten Kontinent betrachtet werden können: Nigeria, wo 45% der Bevölkerung Muslime sind, Benin, wo sich die Regierung als marxistisch bezeichnet, Gabun, wo Naturreligionen noch eine starke Kraft bilden, und Äquatorial-Guinea, wo der letzte Staatschef, Macias Nguema, noch bis 1979 das Christentum brutal unterdrückte.

Das ölreiche *Nigeria* stellt den in Afrika seltenen Fall eines gegenwärtig funktionierenden parlamentarischen Mehrparteiensystems dar. Nach dreizehnjähriger Militärherrschaft war das volkreichste Land Schwarzafrikas – man schätzt es auf 90 Millionen Einwohner – im Oktober 1979 zur *Zivilregierung* zurückgekehrt. Mit etwa 40% sind die Christen – zählt man alle Gemeinschaften zusammen – nicht viel schwächer als die Muslime; die Zahl der Katholiken wird mit etwa 14% der Gesamtbevölkerung angegeben. Die Stellung der katholischen Kirche war nach dem Biafra-Krieg von 1967 bis 1970 erschüttert (vgl. HK, November 1972, 552 ff.). Durch ihr starkes humanitäres Engagement für die damals als „Biafra“ abgespaltene Ost-Region Nigerias und die politische Unterstützung dieses mehrheitlich christlichen Landesteils durch Länder wie Portugal, Frankreich und Irland kamen die Katholiken Nigerias in den Verdacht, national unzuverlässig zu sein und sich mit den Separatisten zu verbünden. Heute hat sich das Verhältnis von Kirche und Staat weitgehend normalisiert. Bereits 1975 hatte der bei einem versuchten Staatsstreich ermordete Staatschef *Murtala Mohammed* den Katholiken die Hand zur Versöhnung gereicht und sie um Mitarbeit im Ringen um Fortschritt und Stabilität des Landes aufgefordert.

Sein *Ölreichtum und das darin begründete Wirtschaftswachstum* bereiten dem Land beinahe ebenso viele Schwierigkei-

ten wie den meisten Nachbarn die Armut und Unterentwicklung. Denn allzu schnell ist alles gewachsen. Das größte Problem Nigerias, eine halbwegs gerechte Verteilung des Reichtums, konnte bislang noch nicht einmal ansatzweise bewältigt werden. Der Schritt vom legalen Gewinnstreben zu *Kriminalität und Korruption* ist gerade in den Städten Nigerias schnell getan. Chief *Awolowo*, führender Oppositionspolitiker des Landes, meinte unlängst sogar, er habe Verständnis für einen Polizisten, der Bestechungsgelder annahme, weil er mit dem Gehalt seine Familie nicht ernähren könne (nach Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 10. 81).

So ist Nigeria ein Paradebeispiel dafür, daß die Probleme eines Entwicklungslandes mit Geld allein nicht gelöst werden können. Die Entwicklung der Infrastruktur und der einheimischen Industrie braucht Zeit. Ineffiziente Bürokratie und mangelnde Arbeitsmoral sind nur zwei der dabei auftauchenden Hindernisse. Vom erklärten Ziel, Nigeria zu einem Industrieland mit ausgeglichener Sozialstruktur zu entwickeln, ist die Regierung noch weit entfernt.

Anders stellt sich die Lage in *Benin* dar, das seit 1972 von dem marxistischen Obert *Mathieu Ahmed Kérékou* regiert wird. 1975 gründete dieser die marxistische „Revolutionäre Volkspartei von Benin“, die 1979 als einzige Partei des Landes bestätigt wurde. Kérékous zunächst gehegte Hoffnung auf kräftige finanzielle Unterstützung aus Moskau erfüllte sich allerdings nicht. Die kommunistischen Staaten zusammen zahlen weniger als 10% der Entwicklungshilfe für Benin. So ist die ehemalige Kolonialmacht Frankreich – trotz aller verbalen Polemik – längst wieder gern gesehen. Der anfänglich praktizierte *rigorose und sterile Marxismus* wich im Laufe der Zeit einem gemäßigeren Kurs, einige Regierungsposten sind inzwischen mit Zivilpersonen besetzt.

Auch die christlichen Kirchen, die mit einem Anteil von 3% Protestanten und 17% Katholiken gegenüber 10% Muslimen und 70% Animisten ein Fünftel der Bevölkerung stellen, haben den unter Kérékou praktizierten Sozialismus bisher relativ ungeschoren überstanden. Zwar wurde anfänglich das christliche Weihnachtsfest verboten und vorübergehend Priester inhaftiert, aber dies hat das Wachstum der christlichen Gemeinschaft kaum beeinträchtigt. Durch die *Verstaatlichung der Schulen* wurde die Kirche zwar ihrer traditionellen Mittel für die religiöse Erziehung der Jugend beraubt, wußte sich aber mit *neuen katechetischen Initiativen* der veränderten Lage anzupassen. Die 1977 in Kraft gesetzte Verfassung garantiert die Freiheit des Gewissens und der Religionsausübung und hat zu einer gewissen Entspannung in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat geführt. Und da die Christen die konstruktiven Bestrebungen des Regimes – wie z. B. den Kampf gegen Tribalismus und Korruption – unterstützen, läßt Kérékou ihnen im Gegenzug heute auch in der Praxis einen relativ großen Freiheitsraum.

Eines der Musterländer Afrikas besuchte der Papst mit *Gabun*. Von der Natur mit reichen Bodenschätzen – wie

Öl, Eisenerz, Mangan und Uran – sowie reichen Wäldern mit tropischen Edelhölzern außergewöhnlich begünstigt, erfreuen sich die Bürger dieses Landes eines der höchsten Pro-Kopf-Einkommen in ganz Afrika. Dementsprechend *überdurchschnittlich* ist der *Stand der Entwicklung*, so besuchen z. B. mehr als 90% der schulpflichtigen Kinder die Schule. Ermöglicht wurde die Nutzung des natürlichen Reichtums durch eine *stabile* Politik; Staatspräsident *Omar Bongo* gilt als kluger Pragmatiker. Seit 1967 im Amt, verfolgt er vor allem eine Politik der engen Zusammenarbeit mit der früheren Kolonialmacht. „Wenn ein Bürger Gabuns nach Frankreich kommt, fühlt er sich zu Hause“, wird als Aussage von ihm überliefert. 25 000 Franzosen sind heute noch im Land, Wirtschaft und Staatsunternehmen stehen weitgehend unter französischer Leitung; die Präsidentenwache wie auch einzelne Einheiten der Streitkräfte werden von französischen Offizieren kommandiert, und an den wichtigen Schaltstellen der Verwaltung sitzen französische Beamte mit vollen Amtsbefugnissen.

Freundschaftlich ist auch das *Verhältnis zwischen Staat und Kirche*. Kirche und Staat sind zwar nach französischem Vorbild getrennt, aber die Leistungen der Kirche für den Fortschritt des Landes werden von der regierenden Partei anerkannt. Daran änderte sich auch nichts, als Präsident Bongo Anfang der siebziger Jahre – angeblich veranlaßt durch Oberst Ghaddafi – zum Islam übertrat. Etwa 450 000 der 750 000 Einwohner sind katholisch, aber nur 18% von ihnen besuchen regelmäßig den Gottesdienst. Streben nach materiellem Wohlstand, Konsumdenken, die Anziehungskraft des modernen Stadtlebens bei Festhalten an der Polygamie: Das alles wirft pastorale Probleme auf, die allein schon wegen des Mangels an kirchlichem Personal nicht leicht zu lösen sind.

Mit *Äquatorial-Guinea* lernte der Papst einen der kleinsten afrikanischen Staaten kennen. Der erste Präsident, *Francisco Macias Nguema*, ließ sich zwar kurz nach der Erlangung der Unabhängigkeit 1968 zum Präsidenten auf Lebenszeit ausrufen, wurde aber 1979 bei einem Militärputsch gestürzt. Seither ist sein Neffe, Oberstleutnant *Teodor Obiang Nguema Mbasogo*, an der Spitze eines Militärregimes.

Wirtschaftlich hat sich seit dem Militärputsch in dem Land nicht viel geändert. Obiang Nguema hatte nach dem Sturz von Macias das frühere Mutterland Spanien gebeten, den mittellosen guineischen Staatshaushalt auszugleichen. Die von Spanien gezahlte Wirtschaftshilfe ist nach Auskunft von Obiang Nguema „leider fast ganz in privaten Taschen verschwunden“.

Die *Regierungszeit von Macias Nguema* bedeutet für die Kirche – 86% der Bevölkerung sind katholisch – *Unterdrückung und Verfolgung*. Ordensleute und Bischöfe wurden des Landes verwiesen, Kirchen geschlossen, Gottesdienste verboten, die Seminare beschlagnahmt und die Missionsstationen geplündert. Viele Gläubige wurden umgebracht oder flohen ins Ausland. Unter dem neuen Regime kann die Kirche in voller Freiheit ihre Tätigkeit

entfalten, die Regierung hat die Kirche zur Mitarbeit beim Wiederaufbau ermuntert. Eine der ersten Aufgaben sieht man in der seelsorgerischen *Betreuung der Jugend*, denn durch die „revolutionäre Formung“, wie man es nannte, sei ein großer Teil der Jugendlichen „entchristlicht“ worden.

Eine neue „ethische“ Religion?

Auf diese Situation ging auch Johannes Paul II. während seines Aufenthaltes in Äquatorial-Guinea ein. Mehrmals wies er in Malebo indirekt auf die elfjährige Terrorherrschaft hin und betonte gleichzeitig, daß seine Reise ausschließlich der Evangelisierung diene. Da Äquatorial-Guinea eine mehrheitlich katholische Nation sei, müsse sie stets ein „Beispiel der *Eintracht untereinander*“, der *Fähigkeit zur Aussöhnung* und der *Achtung der Menschenrechte* geben. In der persönlichen Begegnung mit dem Staatspräsidenten spielte der Papst, wie schon zuvor bei der offiziellen Begrüßungszeremonie, auf die Gewalttaten unter der Diktatur an und versicherte, daß „die wohlbekanntesten, schmerzlichen Ereignisse der Vergangenheit den Willen der Kirche, Gutes zu tun, nicht verdunkelt“ haben (Osservatore Romano, 20. 2. 82). Die Kirche werde in Äquatorial-Guinea „loyal am Gemeinwohl mitarbeiten“, sie wolle „der Sache des Friedens und der Förderung der Menschenwürde dienen“. Er erinnerte an die kirchlichen Initiativen im Bereich der Erziehung und Sozialfürsorge und äußerte bei dieser Gelegenheit den Wunsch, derartigen Aktivitäten der Kirche einen entsprechenden Status einzuräumen.

Hier wie in den anderen Ländern seiner „Pilgerreise“ ging der Papst jeweils auf die Situation der Kirche im Land ein, allerdings wurden, so meinte ein Kommentator, „kritische Äußerungen des Pontifex gegen die Regierungen so diplomatisch kaschiert, daß sie von der Bevölkerung kaum bemerkt wurden. Für die Regierungen ist ein Papstbesuch deshalb immer eine willkommene Gelegenheit für öffentliche Selbstbestätigung und Jubel – mit Ausnahme Nigerias, wo Politik professioneller betrieben wird“ (Neue Zürcher Zeitung, 21./22. 2. 82).

Dennoch ließ der Papst auch Töne vernehmen, die von den politischen Führern mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden sein dürften: Entwicklungsprojekte dürfen nicht allein materialistisch und wirtschaftlich ausgerichtet sein, sondern müßten sich an der menschlichen Person orientieren, sagte der Papst in Lagos. „Deshalb müssen Erscheinungen wie Korruption, Veruntreuung und unrechtmäßige Aneignung öffentlicher Gelder, die Unterdrückung der Schwarzen, Hartherzigkeit gegenüber den Armen und Benachteiligten zurückgewiesen werden“ (Osservatore Romano, 17. 2. 82). Nigerias Staatspräsident *Alhaji Shebu Shagari* schloß sich den Appellen des Papstes geschickt an: Er forderte eine neue, eine „ethische Religion“ für Nigeria. Und noch während des Papstbesuchs entließ er zwei Minister, ernannte fünf

neue und besetzte neun Kabinettposten um. Den bisherigen Amtsinhabern wurde vorgeworfen, was der Papst als soziales Übel beklagt hatte: Mangel an Bürgertugenden, an Gemeinwohlbewußtsein.

Auch in Benin rief der Papst wiederholt zum Engagement gegen „Materialismus und überzogene Gewinnsucht“ auf, ging aber auf die repressiven Maßnahmen gegen die katholische Kirche nicht direkt ein. Allerdings forderte er dazu auf, den Christen, die „keine Privilegien wollen“, eine *gleichberechtigte Stellung im nationalen Leben* einzuräumen. Die Bischöfe des Landes rief er auf: „Den Glauben zu stärken, um in der Auseinandersetzung mit atheistischen Ideologien bestehen zu können“ (Osservatore Romano, 19. 2. 82). Eine besondere Note erhielt der Besuch des Papstes in diesem Land dadurch, daß er in Cotonou von Staatspräsident Kérékou mit erhobener Faust und einer langen Rede begrüßt wurde, die in einem Lob der Revolution gipfelte. Daß Kérékou eine marxistisch-leninistische Ideologie propagiert, hinderte Johannes Paul II. nicht, von einem neuen „Frühling der Kirche“ in Benin zu sprechen und den Präsidenten diplomatisch daran zu erinnern, daß ihm „hohe Verantwortung für die zeitlichen Dinge dieses Landes gegeben ist“, die Kirche aber die Rechte des Gewissens verteidige (Osservatore Romano, 19. 2. 82).

Was meint der Papst mit Afrikanisierung?

Zweifellos trug der Papstbesuch dazu bei, das *Prestige und die Anziehungskraft der katholischen Kirche* in Afrika zu stärken. Freude über den Besuch äußerten in erstaunlicher Zahl auch nichtkatholische Christen. So begrüßten z. B. in Nigeria neben den großen christlichen Gemeinschaften der Anglikaner und Methodisten auch synkretistische afrikanische Sekten – wie die „Himmlische Kirche Christi“ den Papst mit aufwendigen Anzeigen in den Tageszeitungen. Je mehr schwarzafrikanische Länder der Papst besucht – eine dritte Afrikareise ist für 1983 bereits angekündigt –, desto mehr Gewicht gewinnt die katholische Kirche im nichtarabischen Afrika. Daß das Papsttum an keinen Block direkt gebunden und auf kein soziales System festgelegt ist, erleichtert den Umgang mit den Mächtigen.

Wieweit dabei andere Probleme, z. B. das einer gründlichen Inkulturation – nur dadurch kann das Christentum in Afrika dauerhaft Wurzeln schlagen – durch Vereinfachung weggesteckt werden, steht auf einem anderen Blatt. Nach Meinung des Papstes *ist* die Kirche in Afrika schon weitgehend afrikanisch. Dafür verweist er auf die Bischöfe, unter denen sich Weiße nur noch als Ausnahmen befinden. Daß aber immer noch ein beträchtlicher Teil der Priester in Afrika aus dem nichtafrikanischen Ausland stammen und daß die Kirche finanziell noch weitgehend von Rom und von den europäischen und nordamerikanischen Kirchen abhängt, wird ebenso verdrängt wie die

Spannungen, die angesichts der Konfrontation von christlichen Moralvorstellungen und traditionell geprägtem Verhalten der Afrikaner eher noch deutlicher als beim ersten Besuch des Papstes in Afrika sichtbar wurden.

So wird z. B. mit dem Argument, daß in zentralen Punkten *der Islam* der traditionellen Moralpraxis der Afrikaner eher entgegenkomme als das gemeinsam mit dem Kolonialismus verbreitete abendländisch geprägte Christentum, vom Norden Afrikas aus in den Ländern Schwarzafrikas massiv geworben. In Nigeria z. B. gab es zu Beginn der siebziger Jahre bereits Bestrebungen, das islamische *Scharia-Recht* einzuführen; dies scheiterte vorläufig am Widerstand der Christen. Auch über der Schulfrage kam es in den letzten Jahren immer wieder zu Spannungen zwischen Christen und Muslimen. Man warf sich gegenseitig „Abwerbung“ vor, und im Norden des Landes wurde es immer schwieriger, für christliche Zwecke Grund und Boden zu erwerben. Ernsthaft gefährdet schien der religiöse Friede in Nigeria im Dezember 1980, als eine fanatische Moslem-Sekte des selbsternannten Propheten *Maitatsine* die traditionsreiche Stadt Kano im Norden terrorisierte und erst nach zwei Wochen anhaltenden Kämpfen mit Tausenden von Toten vertrieben werden konnte.

Gerade angesichts dieses von Mißklängen nicht freien Verhältnisses wollte der Papst, wie bereits bei seiner ersten Afrika-Reise in Ghana und Nairobi – den Muslimen in einer Rede die Hand zur Zusammenarbeit reichen und auf die Gemeinsamkeiten zwischen beiden Religionen, insbesondere den Glauben an *einen* Gott, das Eintreten für die *Menschenwürde* und die Erfahrung der *Transzendenz*, verweisen. Das geplante Gespräch mit Moslem-Führern in der nordnigerianischen Stadt Kaduna konnte allerdings nicht stattfinden, da die Gesprächspartner sich nicht einigen konnten: Rangstreitigkeiten zwischen Anhängern der *Adiyya*, die dem Papst einen Koran überreichen wollten, und den Imams der Sultan-Bello-Moschee von Kaduna sowie Gefolgsleuten des traditionellen Haupts der nigerianischen Muslime, des Sultans von Sokoto, verhinderten, daß ein gemeinsamer Sprecher gefunden werden konnte (vgl. *Le Monde*, 16. 2. 82). Als Affront gegen den Papst darf das Scheitern dieses Treffens sicher nicht gewertet werden, eher schon läßt er Rückschlüsse auf die Vielfalt des islamischen Lagers zu.

Johannes Paul II. verlas seine für die Moslem-Führer gedachte Rede vor dem Abflug aus Kaduna auf dem Flugplatz und forderte darin zu „*Offenheit und größerem gegenseitigem Vertrauen*“ auf, um die Zusammenarbeit im Hinblick auf Gerechtigkeit, Frieden und Entwicklung verstärken zu können (vgl. den Wortlaut in *Osservatore Romano*, 15./16. 2. 82).

Von dem besonderen Akzent Islam abgesehen, konzentrierte sich der Papst aber auch bei dieser Reise weitgehend auf Themen, die schon seinen ersten Afrikabesuch bestimmten. In seinen Ansprachen an die Familien bekräftigte er die Zentralaussagen des Lehrschreibens „*Familiaris consortio*“: Eheliche Treue, *Ablehnung der Eheschei-*

dung, der *Empfängnisverhütung* mit anderen als „natürlichen Mitteln“ und der *Abtreibung*. Er appellierte an kinderlose Ehepaare, ihre Ehe nicht an der Kinderlosigkeit scheitern zu lassen, und verwarf die verbreitete *Polygamie* als Beraubung der Rechte der Frau. Ausdrückliches Lob sprach er dem *Großfamiliensystem* als solidarischem Familienmodell aus.

Wie schon bei seinem ersten Besuch widmete der Papst viel Zeit den inneren *Problemen der Ortskirchen*, die entweder unter geistlichem Nachwuchsmangel leiden oder aber – wie z. B. in Nigeria, wo sich in drei Großseminaren nahezu 650 Seminaristen auf ihr Amt vorbereiten – zu viele Leute anziehen, die mehr durch den Wunsch nach gesellschaftlicher Karriere und Ausbildungsmöglichkeiten motiviert sind als durch religiöse Berufung.

Vor zwei Jahren hatte der Papst in Kinshasa vor den Priestern Zaires die Parole ausgegeben: „Ganz Christ und ganz Afrikaner“. Wie schmerzhaft aber die Reibung zwischen beiden „Rollen“ sein kann, erleben die einheimischen Priester im täglichen Umgang mit der Bevölkerung: Wie etwa soll sich die afrikanische Kirche angesichts des nach altem Stammesbrauch *etappenweisen Vollzugs der Eheschließung* verhalten? Wie soll man gegenüber *Katechumenen* verfahren, die mit mehr als einer Frau verheiratet sind? Wie kann man *geeignete Kandidaten für das Priesterseminar* gewinnen, wenn die damit verbundene Ehelosigkeit gerade unter Afrikanern als minderwertig betrachtet wird? Wie schließlich kann man angesichts des Priester mangels *Laien* verstärkt für kirchliche Aufgaben gewinnen?

Den afrikanischen Bischöfen brennen diese Fragen unter den Nägeln. So erklärte z. B. Bischof *Kaseba* von Kalemie-Kirungu, Zaire, im Herbst 1980 anlässlich der römischen Bischofssynode zum Thema „Ehe und Familie“, bei der Eheschließung nach afrikanischen Ritus handle es sich um einen Prozeß, „der als dynamisches und existentielles Ganzes die Ehe bewirkt. Deshalb ist es in unseren Kulturen ganz und gar ausgeschlossen, weil unzutreffend, einzelne Etappen in diesem rituellen Prozeß der Herstellung des Ehebandes als ‚vorehelich‘ oder als ‚Eheversuch‘ zu bezeichnen“ (zit. nach *Die katholischen Missionen*, März/April 1982, S. 59). Und erst kürzlich hatte Kardinal *Paul Zoungrana* von Wagadugu, Obervolta, vor der römischen Missionskongregation erläutert, die Polygamie als Form familiären Zusammenlebens komme in Afrika einer Reihe von Bedürfnissen und „traditionellen Notwendigkeiten“ entgegen. Aufgabe der afrikanischen Kirche sei es, in diesem Zusammenhang „Festigkeit in der Lehre mit pastoraler Liebe zu verbinden“; auf dem Weg von der Theorie zur Praxis biete sich das „Abwarten“ als Lösung an (vgl. *HK*, Dezember 1981, 644). All diese Probleme konnte auch der Papst nicht auf einen Nenner bringen. Die Spannung zwischen abendländischer „Universalität“ in den Papstreden und afrikanischer „Partikularität“, wie sie dort die Ortskirchen zu bewältigen haben, blieb.

Das galt sogar für die gottesdienstliche Seite. Afrikanern ist es ein Bedürfnis, afrikanische Gebräuche in den Got-

tesdienst aufzunehmen. Es gibt Bestrebungen, nicht nur eine afrikanische Theologie und afrikanische Gottesdienstformen zu schaffen, sondern auch ein Glaubensbekenntnis, das auf „europäische“ Begriffe verzichtet. Daß unter diesen Voraussetzungen z. B. das von Gregorianischen Gesängen und dem „Ave Maria“ von Lourdes umrahmte lateinische Hochamt in Lagos manchen auf Befremden stieß, verwundert nicht (vgl. *Le Monde*, 14./15. 2. 82 und *Jeune Afrique*, 24. 2. 82).

Eurozentrischer Blickwinkel?

Um die Anstöße des Papstbesuches aufzunehmen und die wichtigsten pastoralen Probleme aufzuarbeiten, hatten die zairischen Bischöfe vor zwei Jahren angeregt, der Papst möge ein gesamtafrikanisches Konzil einberufen. Damals fand der Vorschlag auch einigen Widerhall. Beim jetzigen Besuch des Papstes war nicht mehr davon die Rede. Eine diesbezügliche Frage eines Journalisten beantwortete der Papst jedenfalls mit der Gegenfrage, ob solch eine Versammlung denn unentbehrlich sei.

Auch auf den meisten Stationen dieser Reise herrschte eine Hochstimmung, die bisweilen die Ausmaße eines Volksfestes annahm. Die ermutigenden, die afrikanischen Werte und die Vitalität der afrikanischen Kirche anerkennenden Worte des Papstes haben das Selbstbewußtsein der Katholiken sicher nicht nur in den vier besuchten Ländern des Kontinents gestärkt. Die Frage allerdings, ob der Blickwinkel auf die politischen und pastoralen Eigenheiten des Kontinents nicht zu *eurozentrisch* war, muß zumindest gestellt werden dürfen. Der Entwurf des Papstes von einer afrikanischen Kirche, deren Authentizität den afrikanischen Menschen nicht seiner „Pflicht zur Bekehrung“ entheben dürfe, bleibt schwierig. „Bei diesem Prozeß müssen“, so formulierte der Papst, „die Kulturen durch die unverfälschte Botschaft Christi von der göttlichen Wahrheit erhoben, umgeformt und durchdrungen werden, ohne daß dabei das Edle in ihnen Schaden leide“. An einer ebenso glaubens- wie kulturgerechten Bewältigung dieser Spannung entscheiden sich die Chancen christlicher Mission und die Tragfähigkeit ihrer Zukunftsperspektiven – nicht nur in Afrika. *Cordelia Rambacher*

Länderbericht

Besinnung auf das Religiöse

Zur kirchlichen Situation in Italien

Wenn Ausländer sich mit der Kirche Italiens beschäftigen, denken sie zunächst unwillkürlich an den Vatikan und dessen Einfluß. Das geht meist auf Kosten einer genaueren Kenntnis der Kirche und des Katholizismus des Landes in ihren nationalen und lokalen Ausprägungen. Eine solche Einschätzung ist verständlich, denn die Präsenz des Papsttums war in Italien stets fast erdrückend und die Eigenständigkeit der Kirche des Landes sehr gering. Die Italienische Bischofskonferenz (CEI) wurde erst nach dem Zweiten Vatikanum als eine der letzten Bischofskonferenzen im westlichen Europa zu einer eigenständigen Einrichtung: Ihre Statuten billigte Papst Paul VI. im Dezember 1965, damals „ad experimentum“, die erste Vollversammlung fand im Juni 1966 statt. Allerdings hat Paul VI. diese Eigenständigkeit des Episkopats gegenüber dem Vatikan ausdrücklich gewollt und damit eine neue Periode in der Geschichte der Kirche Italiens eingeleitet. Denn in den 15 Jahren seit dem Bestehen der Konferenz konnten immerhin *erste Fundamente für eine gemeinsame Pastoral der lokalen Kirchen* gelegt werden, die unter den früheren Bedingungen kaum möglich gewesen wären. Auch die großen „Entfernungen“ zwischen Nord und Süd und zwischen den großen und den vielen kleinen Diözesen konnten auf diese Weise wenigstens teilweise überwunden werden.

Die bisher gelungenste Reform: die Katechese

Von allen vom Episkopat bisher gemeinsam getragenen Erneuerungsbemühungen ist die *Katechesereform* zweifellos am besten gelungen.

Man begann damit bereits 1967, kaum ein Jahr nach der Gründung der Bischofskonferenz. Die Reform bleibt zwar bis heute unabgeschlossen. Aber „mit der Entscheidung, in diesem Sektor sich besonders anzustrengen und alle verfügbaren und auswertbaren Energien der großen katechetischen Tradition der italienischen Kirche zu nutzen, hat die Bischofskonferenz zum erstenmal seit der Gründung ihrer Kollegialstrukturen gezeigt, daß sie in der Lage ist, die Weisungen des Konzils originell und erfinderisch in die Praxis unseres Landes umzusetzen“ (*Lungi Accattoli*, „L'episcopato italiano“, S. 71).

Die gesamte Reformarbeit ging von zwei Grundsatzentscheidungen aus: 1. der traditionelle Katechismus sollte durch mehrere, den einzelnen Altersstufen zugeordnete Texte abgelöst werden, 2. den Einzeltexten wurde ein „Basisdokument“ vorausgeschickt. Letzteres war weder als ein Katechismus noch eine Art Direktorium für Katecheten gedacht. Es sollte vielmehr ein Text des pastoralen Lehramtes der Bischöfe sein mit dem Ziel, „eine geord-